bei leichter Verdaulichkeit besitzen und daher bei Krankheiten des Magens und des Darmes, sowie bei anderen Zuständen, die eine kräftige Ernährung stören, besonders bei Schwindsucht, von bester Wirkung sein, weil sie den Kranken nur einem weiteren Kräuterverlust bewahrt. Das Recept lautet: Man nehme — so fängt ja wohl jedes Recept an — eine genügend dicke, längliche Scheibe Ochsen- oder Hammelfleisch, am besten das Lendenstück (Rumsteak), hatte sie in der mit einem Tuche überdeckten sinken Hand an einem Ende, während das andere auf dem Rand eines Tellers oder Hackbrettes ruht. Dann schabt man mit einem sehr scharfen Messer die Oberfläche des Fleisches herart, daß sich ganz kleine Theilchen wie Flocken loslösen, die man in der Schüssel zur Suppenbereitung sammelt, bis zu 60 oder im Höchstfalle 150 Gramm. Die beschriebene Art des Schabens hat den Vortheil, daß trotz der feinen Zerkleinerung nichts vom Saft verloren geht. Das Häufchen feinsten Schabefleisches wird nun mit einer gewöhnlichen, vorher bereiteten Bouillon gut angerührt, die Fleischbrühe muß aber — das ist der springende Punkt des Ganzen — kalt sein. Es entsteht durch das Anrühren mit der kalten Brühe ein Fleischbrei, der ganz gleichmäßig sein muß und weder gerinnen noch Krümel bilden darf, weil das Fleisch roh bleibt und das Gericht vor allem den Kranken nicht anwidern darf; es wird daher nöthig sein, beim Anrühren etwaige Nerven- und Muskelfasern herauszunehmen. Zuletzt wird dann diese Purée oder Fleischcrême langsam und bei beständigem Umrühren (wie bei der Bereitung einer Crême) in warme Fleischbrühe gegossen, so daß die Suppe schließlich eine angenehme Wärme besitzt, ohne jedoch zu kochen. Statt der zweiten Bouillon kann auch eine leichte Tapiola-Brühe genommen werden, auch kann man nach Belieben zur besseren Bindung zwei Eigelb hinzugeben, endlich zur feineren Verbesserung des Geschmackes noch Gewürz hineinthun. — Das ist also die „gelehrte" Suppe, eine rohe Fleischsuppe, die den Nährwerth des Fleisches in einem Grade in sich birgt, wie er durch gewöhnliche Fleischsuppen nicht im entferntesten erreicht wird. Professor Laborde hat bei seinen Versuchen vorzügliche Erfolge in der Krankenernährung, besonders bei Schwindsüchtigen, gehabt.

Das reichste Mädchen der Welt.

Seit Dienstag beherbergt die Stadt Wien das reichste Mädchen auf dem Erdenrund, Miß Rockefeller, die Tochter des amerikanischen „Petroleumkönigs", des Milliardärs John D. Rockefeller. Die junge Dame sucht Hilfung von einem Ohrenleiden. Man würde es der Millionenbraut in ihrem schlichten, einfachen Aeußern nicht anmerken, über welche immense Reichthümer sie einst verfügen wird. Das Vermögen ihres Vaters beträgt über zweihundert Millionen Dollars, also nach unserem Gelde, schreibt das „Ill. W. Extrbl.", 1000 Millionen Kronen (850 Millionen Mark). Es ist ausgerechnet worden, daß der Mann von seinem Vermögen in jeder Sekunde ein Einkommen von 2 Kronen bezieht. Bei jeder Handlung, die er vornimmt, im Schlafen oder Wachen, schmilzt sein ungeheueres Vermögen fortwährend an. Früh um 6 Uhr verläßt er sein Bett, und in der Stunde, während er seine Morgentoilette vollendet und sich rasieren läßt, hat sich sein Besitz bereits um 7200 Kronen vermehrt. Wenn er von 7 bis 8 Uhr am Frühstückstische sitzt, hat er schon um 14400 Kronen mehr in seinem Besitze. Sein Morgenspaziergang im Parke macht ihn bis 9 Uhr schon um 21600 Kronen reicher. Während er zwischen 9 und 10 Uhr über den Broadway geht, ist sein Vermögen um 28000 Kr. gestiegen. Eine Fahrt in der Straßenbahn trägt ihm so viel ein, daß bis 11 Uhr sein Vermögen sich schon um 36000 Kr. vermehrt hat. Wenn er dann bis 12 Uhr in seinem Kontor weilt, steigt seine Rente auf 43200 Kr.; das Frühstück trägt ihm wieder so viel ein, daß er um 1 Uhr schon 50400 Kronen einstreichen kann. Ein kleiner Plausch am Nachmittag vermehrt um 2 Uhr diesen Betrag auf 57000 Kronen und in der nächsten Stunde wächst es bei der Besprechung von Bauplänen auf 64800 Kronen an. Wenn Rockefeller dann sein Bureau verläßt, um sein Heim aufzusuchen, hat er 72000 Kronen eingeheimst, und wenn er um 5 Uhr in seinem Hause anlangt, hat er bereits um 79200 Kronen mehr in seinem Besitze. Bis er dann um 6 Uhr seine Dinertoilette fertigstellt, hat sich sein Einkommen auf 86400 Kronen — also an sich ein Vermögen — erhöht. Auch während des Diners geht dies so weiter, und wenn Rockefeller dann zum Schlafe die Augen schließt, setzt sich die für ihn so angenehme Thätigkeit seines Vermögens fort. — Während ihre begüterten Landsmännninnen mit allem möglichen Spleen behaftet sind, sucht Miß Rockefeller in bescheidenem häuslichen Walten ihr stilles Glück. Man erzählt sich, daß sie kürzlich zu Ehren des Geburtstages ihres Vaters mit eigenen Händen ein Diner für ihn bereitete, worauf dieser stillschweigend seiner Tochter ein versiegeltes Kouvert in die Hand drückte, welches einen Check auf 50000 Dollars enthielt. Auch auf der Reise giebt sich die junge Dame, deren Mitgift man auf zehn Millionen Dollars schätzt, sehr einfach. Sie reist in Begleitung eines Herrn und zweier Frauen. Im „Hotel Imperial", wo sie ihr Absteigequartier genommen hat, bewohnt sie mehrere Zimmer im zweiten Stockwerke. Gepäck scheint sie auch nicht sonderlich viel mitgenommen zu haben; zwei lederne Koffer sind alles, was sie ins Hotel mitbrachte. Miß Rockefeller ist zur Zeit glückliche Braut.

Lustige Ecke.

* Ein Egoist. A.: Der Radfahrsport ist doch etwas Herrliches! — B.: Das finde ich nicht. — A.: Weil Sie von Vornherein befangen sind. Vor Allem ist dieser Sport ausgezeichnet fürs Geschäft. — B.: Sie sind wohl Fahrradfabrikant? — A.: Nein, aber Heilgehülfe!

* * *

* Kasernenhofblüthe. Sergeant (zu den exercirenden Rekruten): Nur Courage, Leute bei is de Hauptsache; Romulus hat auch nicht an einem Tage das Ei des Columbus ausbrütend, nachdem er Rom erbaut, Amerika entdeckt, sondern dazwischen liegen verschiedene Jahrhunderte, die ick Euch nächstens bei Jelegenheit einjehender verrpliciren werde.

* * *

* Weibliche Kritik. Frau A.: Ich hab' gehört, es war bei dem Referendar Berger und Fräulein Groß Liebe auf den ersten Blick. — Frau B.: War es auch, denn wenn er sie sich zweimal angesehen hätte, hätte er sie gewiß nicht genommen!

Knack-Mandeln.

Auflösung des 482. Preisräthsels: „Madam, Adam."

(Obgleich die Lösung „Mannah" durchaus nicht dem streng genommenen Sinn des Räthsels resp. den in den Versen vorgezeichneten Verlauschungen entspricht, soll sie diesmal auch gelten. Zur Konkurrenz nicht zugelassene Lösungen besagen: Ehe, Weinkanne, Johanna.)

Richtige Lösungen gingen ein 10. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 16. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Hermann Ebel, M. Heuber, Hermann Lehnert, Frau J. K., E. Wenzel, Fritz und Hans, Walter Ermisch, Harry Steinmetz; von auswärts von: C. Heuber, Berlin, Oskar Dietrich, Wernigerode.

Preis: „Gartenlaubenblüthen", von Werner.

entfiel auf **E. Wenzel**, hier.

483. Preisräthsel.

Wird es kunstvoll gesungen, vernimmt es dein Ohr mit Entzücken, Nimmst du ihm Kragen und Kopf, strömt es durch deutsches Gefild.

Preis: Reichsgräfin Gisela, Roman von E. Marlitt.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" einzusenden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Zeugen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsquittung eingesandt haben, wollen bei wiederholten Einsendungen dies gefl. der Kontrole halber angeben.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A As; K König; D Dame, Ober; B Bube) Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Spieler in Vorhand, verliert a-Handspiel auf folgende Karte a, c, dB; aK, D, 9, 8, 7; bA; dD.

Deutsch.

Französisch.

Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Pique-As, Pique-Dame.

Im Skat lagen 21 Augen; die Gegentrümpfe saßen vertheilt und zwar zwei bei M, einer bei H. Wie war Kartenvertheilung und Gang des Spieles?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 36.

Im Skat lag noch cA; gebrückt wurde c10, K unter klugem Verzicht auf den einzigen zweiten c-Stich, der höchstens 3 Augen einbringen konnte, aber nichts nützte, wenn die drei Asse nicht gingen.

Kartenvertheilung:

V. d7; aA, 9, 8, 7; bA, 9, 8, 7; cA.
M. c, dB; d10, K, 7; aK; b10, D; c8, 7.
H. a, bB; dA, D, 8; a10, D; bK; cD, 9.

Spiel:

1. V. cA, c7, c9 (11). — 2. V. aA, aK, aD (18).
3. V. bA, bB, bK (18). Die anderen Stiche giebt der Spieler ab, er hat jedoch mit den 15 Augen des Skates bereits 61.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Knischbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 40 — Halle a. S., den 7. Oktober. — 1900.

Mißverständniß.

Ein Bild aus dem Leben von Ewald Becker.

Hannchen war eine reizende junge Frau und dabei fleißig wie eine Biene. Ihre kleinen Hände rührten sich den ganzen Tag, sie besorgte das Hauswesen allein und nähte und strickte bis in die späte Nacht. Ihren Paul liebte sie treu und innig, und doch war dieser nicht zufrieden. Die Leute sagten: „Der weiß nicht, was er will! Er sollte froh sein, ein so braves, nettes Weibchen bekommen zu haben, und nun macht er den ganzen Tag ein so finsteres Gesicht, daß sich die Kinder vor ihm fürchten könnten, nach kaum halbjähriger Ehe." Der junge Mann wußte schon, was er wollte, aber er sprach sich gegen niemand darüber aus. Wenn er zu seinen Eltern kam, die in derselben Stadt wohnten, tobte er sein Hannchen über die Maßen, und wenn er ihre Mutter, eine gar strenge Frau, besuchte, übertrieb er sogar manchmal das Lob ein wenig, so daß die alte Frau öfters sagte: „Du bist zu überschwenglich, lieber Schwiegersohn, das ist nicht gut. Hannchen ist ein braves Kind und thut ihre Pflicht, aber das ist doch nur selbstverständlich."

Wenn aber dann der junge Mann nach Hause kam, war von der Ueberschwenglichkeit nicht viel zu sehen. Die Haustrau wartete nicht am Fenster in sehnender Ungeduld. Ihre Pflichten nahmen sie zu sehr in Anspruch. Sie wußte, punkt 12 Uhr kam ihr Gatte zu Tisch, und um 6 Uhr zum Abendbrot. Ihre Aufmerksamkeit bestand darin, daß nichts zu seiner Bequemlichkeit fehle. Auch heute kam sie ihm schon auf dem Gange mit der Suppenschüssel entgegen.

„Guten Tag, lieber Paul!" rief sie freundlich. Er erwiderte ihren Gruß und trat in das spiegelblanke Zimmer. Der Tisch war zierlich gedeckt, die Suppe strömte einen kräftigen aromatischen Duft aus, aber der junge Ehemann war nicht angenehm davon berührt.

„Was hast Du da gekocht?" fragte er mißtrauisch. „Eine Hühnersuppe; ich hoffe, sie soll Dir schmecken", sagte sie freundlich.

„O, mir ist es ziemlich gleichgültig, was ich esse, wenn ich nur satt werde und es nicht zuviel Geld kostet", meinte er leichthin. Hannchen erröthete über alle Maßen, doch bezwang sie sich und erwiderte mit verstelltem Schmollen: „Da hätte ich mir nicht soviel Mühe mit den Nudeln zu geben brauchen."

„Du hast sie ganz ausgezeichnet gemacht", begütigte er sie freundlich. „Und die Henne ist auch sehr gut", sagte sie eifrig — „sieh nur das feine weiße Fleisch."

„Sie ist wohl sehr theuer?" fragte er. Hannchen ließ den Löffel, den sie eben zum Munde führen wollte, sinken. „Sie ist nicht theuer", antwortete sie herb, „und wird auch noch auf den Abend reichen."

„Warum nicht gar? Wie werden doch jetzt damit fertig werden?"

„O ich habe keinen Appetit mehr, ich habe schon vor Tisch etwas gegessen", entgegnete sie rasch.

„Du solltest das nicht thun, es ist nicht gesund. Glaube mir, wenn Du Dich nach und nach an Ordnung in den Mahlzeiten gewöhnen könntest, würdest Du Dich besser dabei befinden", belehrte sie der Gatte, indem er eifrig Messer und Gabel brauchte und nicht aufsahente. Hannchen warf ihm einen unbeschreiblichen Blick zu, aber antwortete keine Silbe.

„Soll ich Dir eine Tasse Kaffee bereiten?" fragte sie. „Nein, ich möchte auf eine Stunde ins Kaffeehaus gehen und Zeitungen lesen; aber deshalb koche Dir immerhin Kaffee."

„Ich gehe Nachmittags zur Mutter und trinke dann Kaffee mit ihr."

„Wie Du willst, liebes Hannchen." Er erhob sich und ging auf den Schreibtisch zu. Die junge Frau nahm mit fieberhafter Hast die Teller und die Tischdecke und eilte hinaus. Sie wollte nicht sehen, wie er in die kleine gemeinschaftliche Kasse blickte. Es war auch kein freundliches Bild.

„Schon wieder zehn Mark ausgegeben?" sagte er, indem er den Kopf schüttelte und seine Stirn in düstere Falten zog. „Seit gestern Abend zehn Mark! Es ist ganz unbegreiflich! Ich weiß nicht, wohin sie das Geld bringt. Ich werde mir den Kassee noch abgewöhnen müssen; es reicht nicht mehr zu meinen kleinen Bedürfnissen."

Er stützte den Kopf mit der Hand. „Hannchen schien doch so einfach erzogen und häuslich. Wer hätte denken können, daß sie solche Anlage zur Verschwendung hätte! Nun, vielleicht besser sie sich noch", tröstete er sich selbst. „Meine Bemerkungen machen doch einigen Eindruck. In der vorigen Woche waren ihre Ausgaben ganz mäßig. Heute war wieder ein Tag der Versuchung. Sie ging wohl aus, um ein Stück Kuchen zu essen, und sah vielleicht in einem Schaufenster einen Weibertrann, dem sie nicht widerstehen konnte. Sie ist noch so jung, da darf ich nicht zu schnell die Geduld verlieren."

Er nahm noch ein paar Markstücke aus der Kasse und ging. Hannchen erwiderte ihm seinen freundlichen Abschiedsgruß in derselben Weise; als er aber das Haus verlassen hatte, flossen die zurückgehaltenen Thränen um so heftiger und heißer.

„Es wird alle Tage schlimmer", klagte sie. „Wie soll das noch enden? Lieber Gott, hätte ich je gedacht, daß Paul so werden könnte! Er war so gut und lieb, sogar freigebig. — Wenn er mir eine Freude machen konnte, that er es gewiß — und nun ist er so furchtbar geizig! Er zählt die Bissen im Munde, daß mir der Hals wie zugeschnürt wird. Ich bin gewiß auch gewöhnt zu sparen und hauszuhalten, aber satt essen durfte ich mich doch bei meiner Mutter. Wie könnten so glücklich sein! Paul ist so hübsch und lieb und sanft. Seine Vorgesetzten sind zufrieden mit ihm, und er macht gewiß seine Carrière. Das Einkommen reicht bei unseren bescheidenen Ansprüchen vollkommen. Warum muß Paul diesen häßlichen Fehler haben, der uns das Leben verbittert? Wenn ich nur Muth fassen und einmal offen mit ihm sprechen könnte: Es würde gewiß besser." Nach einer kleinen Weile wurde sie ruhiger. Sie wusch und kühlte sich die brennenden Augen, kleidete sich an und besuchte ihre Mutter. Mit Absicht wartete sie, bis die Kaffeestunde der alten Frau vorüber war. Diese fand ihre Tochter blaß und matt aussehend. Hannchen aber lachte fröhlich und meinte:

„Es geht mir vortrefflich, ich könnte gar nicht wohler und vergnügter sein. Ich habe den besten Appetit und schlafe neun Stunden, ohne nur einmal aufzuwachen. Sei deshalb ohne Sorgen um mich, lieb Mütterchen." Sie packte ihre Arbeit aus und begann fleißig wie immer zu nähen. Als es dunkelte, kehrte sie nach Hause zurück, und als der Gatte vom Bureau kam, fand er die Lampe angezündet, das Zimmer behaglich erwärmt und den Theetisch bereit. Hannchen war im Hauskleid reizender als andere im schönsten Putz. Der Gatte konnte nicht unterlassen, es ihr zu sagen, und sie vergaß darüber, daß sie mit ihm von seinem Fehler, den er sich durchaus abgewöhnen müsse, hatte sprechen wollen. —

Das Weihnachtsfest fand das junge Paar vor dem strahlenden Christbäumchen vereint, und der Glanz und die Freude verscheuchten das ernste Wort, das jedem auf dem Herzen lag. Der junge Gatte hatte ein halbes Dutzend seiner Obersemden von Hannchen erhalten und betrachtete immer wieder gerührt die feinen Stiche, die saubere Arbeit. Die hatte sie sich plagen müssen, um ihn zu erfreuen, und wie vernünftig und praktisch war die Wahl des Geschenkes für ihn! Gewiß, es wäre grausam, ihr jetzt etwas über ihre Verschwendung zu sagen. Er hatte nicht so praktisch gewählt und war nur darauf bedacht gewesen, seinem Weibchen eine recht große Ueberraschung und Freude zu bereiten. Das schönste blauseidene Kleid, das in der Stadt aufzutreiben gewesen, lag auf ihrem Tischchen, und die junge Frau war außerordentlich erschrocken über das reiche Geschenk. Diesmal hatte sie keine Veranlassung, über den Geiz ihres Paul zu klagen.

Am anderen Tage kam der Schatten schon wieder über das junge Eheglück heraufgezogen. Paul brachte ein Säckchen voll Geld und stellte es in den Schreibtisch. „Das darfst Du aber nicht anrühren", sagte er mit erzwungenem Lächeln; „es ist die Zulage, die ich von meinen Eltern erhalte, und ich habe es zu gewissen Ausgaben bestimmt."

„Warum behältst Du sie nicht gleich?" fragte Hannchen verstimmt.

„Das sähe wie Mißtrauen aus, wenn ich diese Summe anderswo aufheben würde. Ich sage Dir, daß sie ihren Zweck hat, und das genügt", entgegnete er ernster als sonst.

Sie murmelte ein unverständliches Wort und ging ihren Geschäften nach. Paul blieb an den Feiertagen zu Hause, es war ihm aber nicht sonderlich wohl dabei. „Er hütet seinen Geldsack!" dachte Hannchen, und ein Gefühl beschlich sie, das ziemlich nah an Widerwillen grenzte.

„Ich weiß nicht", sagte er, als die Feiertage vorüber waren, „was es bedeutet. Niemand kommt und will Geld von mir. Sonst waren die Leute doch so flink damit."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19001007060/fragment/page=0001

„Wer soll denn kommen?“ fragte Hannchen, die jetzt wirklich recht angegriffen aussah.

„Ach, Kind! Leute genug; der Schneider und der Schuster vorerst. Du weißt doch, daß ich einen Winteranzug bekommen habe. Dann haben wir manches in der Haushaltung angeschafft. Der Tischler, der Kaufmann, der Kohlenhändler, alle werden ihre Rechnungen bringen, auch die feine Leinwand, die Du zu den Hemden für mich verarbeitet hast, muß bezahlt werden“, sagte er.

„Wenn Du keine anderen Rechnungen erwartest, so kommt keine“, erwiderte Hannchen, indem eine feine Röthe ihre Wangen bedeckte, „die sind bezahlt.“

„Wie? bezahlt?“ rief Paul erstaunt.

„Ich war von meiner Mutter her gewöhnt, alles auf der Stelle zu bezahlen. Du findest die Quittungen unter der Kasse.“

„Aber Hannchen“, stammelte der Gatte verwirrt, „wie war Dir das denn möglich? Ich begreife es garnicht!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte. Er fragte sie nicht um den Grund.

„Verzeih' mir, verzeih' mir!“ flehte er.

Plötzlich lachte sie. „Du thörichter Mann, warum hast Du denn mein Wirthschaftsbuch nie nachgesehen?“

„O Schatz, freilich war ich thöricht!“

„Ich hielt Dich für einen entsetzlichen Geizhals, und wäre fast vor Hunger gestorben“, sagte sie.

„Und ich hielt Dich für eine kleine Verschwenderin“, entgegnete er, indem in seinen Augen eine Thräne glänzte und er ihre kleinen Hände mit Küssen bedeckte.

„Aber ich hatte Dich trotzdem von Herzen lieb“, flüsterte sie.

„Und ich Dich ebenfalls. Unsere Rechnung ist also bisher ohne Fehler gewesen und wird es auch in Zukunft bleiben!“

In flagranti.

Es war wirklich wahr: die solideste, ehrbarste aller deutschen Philisterseelen war von der gestrigen besseren Hälfte in flagranti auf dem Pfade der Untreue ertappt worden, und nun hatte er die verdiente Strafe für seine ehemännische Schlechtigkeit in Gestalt eines echten, rechten Ehescheidungsprozesses auf dem Halse. Das ist nicht mehr als billig; jeder muß ausloffeln, was er sich einbrockt.

Aber wie kam nur der brave Dr. Kuhkopp zu einer solchen moralischen Verirrung? Zwar betheuerte er, wo er nur seiner Frau, die ihm gestissentlich aus dem Wege ging, habhaft werden konnte, seine Unschuld; aber man kennt das schon! Erst wird drauflos gesündigt und nachher ist man's nicht gewesen!

Laß Dir, lieber Leser, die Leidensgeschichte des braven Kuhkopp erzählen.

Dr. Kuhkopp war Oberlehrer in Dingsda, an einer mit strengem Internat verbundenen Unterrichtsanstalt für junge Männer. Eigentlich hieß er nicht Kuhkopp, sondern anders; aber sein breites, rundes „Vollmondsgesicht“ und der fast „vierkantige“ Schädel hatten ihm den lieblichen Beinamen verschafft. Die Zöglinge liebten ihn nicht — seine engherzige, kleinliche Schulmeisterpedanterie war den jugendlichen Feuergeistern zuwider; aber eine biedere, rechtliche Haut war er, das mußten auch sie zugeben. Man spielte ihm gern einen Possen, wo es nur anging.

Dr. Kuhkopp hatte Wind davon bekommen, daß einige von seinen Schutzbefohlenen in ihren Ausgabestunden häufig ein in der Nähe im Kellergelegtes gelegenes Lokal aufsuchten, in dem „Wein und echte Biere“ von zarter Hand credenzt wurden. Daß es da nicht immer zuging, wie in einem „frommen Jünglingsverein“, will ich nicht bestreiten, und Dr. Kuhkopp überfiel eine namenlose Angst um das Seelenheil der ihm anvertrauten Zöglinge, die nach seiner Meinung geradenwegs dem Teufel in den Rachen spazierten. Seine Bemühungen, „unter der Hand“ die Namen der Verlorenen zu erfahren, um sie als reuige Schafe wieder auf den beschwerlichen Pfad der Tugend zurückzuführen, waren dank seiner phänomenalen diplomatischen Ungeschicklichkeit erfolglos. In seiner Herzensangst vertraute er sich einem Kollegen an, der durch Sarkasmus und Spottlust bekannt war.

„Hingehen — abfassen!“ war der in lakonischer Kürze ertheilte Rath. Wußten andere Menschenkinder, denen die gütige Natur eine etwas größere Dosis Mutterwitz auf den Weg mitgegeben hatte, schon gewöhnlich nicht, ob sie des „Kollegen“ Bemerkungen als Ernst oder Ironie auffassen sollten, so war es bei Dr. Kuhkopp selbstverständliche Voraussetzung, alles für baare Münze zu halten. Uebrigens leuchtete ihm die Richtigkeit der Antwort so ein, daß er sich entschloß, den Rath zu befolgen, so schwer es ihm auch wurde, in den Sündenpfuhl hinunterzusteigen. Aber was half's? Er mußte schon mal die Hand in den Rachen des Löwen stecken, um die armen Opfer aus seinen Zähnen zu erretten.

Er machte sich also eines Nachmittags auf, die Musterexemplare von menschlicher Unmoralität in flagranti abzufassen.

Inzwischen sahen ihrer fünf in feuchtfröhlicher — gescheidt dürfen wir in Anbetracht des Ortes kaum zu behaupten wagen — Tafelrunde in einem dunkeln Hinterzimmer des erwähnten Lokales beisammen und spülten den Schulstaub und die Dr. Kuhkopp'schen „Zerkliederungen“ mit einem oder zwei Schoppen, es können auch etliche mehr gewesen sein, herunter. Daß die „Schwarze Marie“ und die „rothe Anna“ für freundliche Bedienung auch ihre Gräzer erhielten, war selbstverständlich.

Mitten in das Lachen und Schäkern hinein platzte wie eine Dynamitbombe „der krummer Krüger“, der sechste der Genossen, mit der Schreckensnachricht: „Kuhkopp“ kommt!“ Im Nu waren waren die Schoppen geleert und alle fünf krochen in seltener Einmüthigkeit vom Kneiptisch aus durch die Fenster in den Hofraum hinaus. Die „zarten Hände“ waren für derartige Fälle längst instruiert und räumten mit emsiger Geschäftigkeit die letzten Spuren des Dagewesen'eins der Tafelrunde beiseite.

Da ächzte auch schon die Kellerstiege unter den wuchtigen Tritten des Gewaltigen.

Mit einem „hörbaren Ruck“ ward die Thür aufgerissen und Dr. Kuhkopp stand mitten im Lokal.

Sofort hatte die schwarze Marie seinen linken, die rothe Anna seinen rechten Flügel.

„Ach Jotte doch, endlich mal'n Besuch“, flötete die rothe Anna.

„Is man hibsch, Dickerchen, daß Sie ooch mal zu uns kommen“, sekundirte die schwarze Marie.

Kuhkopp sah sich mit großen Augen ängstlich um.

„Szaken sie mal,“ examinirte er dann mit seinem Takt los. „sind hier nicht manchmal ein baar chunge Purschen?“

„Aber, Dickerchen, wer wird so ville reden! Woll'n wa denn nich wat trinken?“ unterbrach ihn die Schwarze, und „Befehlen der gnädige Herr vielleicht eine Pulle Rothspohn?“ fragte ihn die Rothe.

„Ich pin nicht kekommen zu gneipen“, belferte sie der Gelehrte, „ich will plos wissen —“

„Aber thun Sie man nich so zimperlich, Kleener“, sagte Marie. „Sie wer'n sich doch'n bisken hinsetzen und wenigstens 'ne Gräzer spendiren, was?“ Und damit klopfte sie ihm ermunternd, gleichsam als müßte sie ihm helfen, seine ehrfürchtige Scheu zu überwinden, auf die Schulter.

„Was klaupen sie denn von mir?“ erwiderte der Doktor; „ich pin ein verheiratheter Mann. Wie sollte ich ein so großes Uepel thun! Ich will ja plos wissen —“

„Wenn Sie was von uns wissen wollen“, sagte jetzt Anna schnippisch, „denn können Sie ooch wat zum Besten geben. Ick kann dabei nicht stehen; mir greift et zu sehr an.“

Mit diesen Worten setzte sie sich an einen Tisch, den dicken Doktor mit einer Handbewegung zum Niederlassen auffordernd. Diesem stand der Angstschweiß auf der Stirn. Ihm war zu Muthe, als müßte er alsbald in die Erde versinken. Am liebsten wäre er schon sofort ausgekniffen; aber sollte seine Höllenfahrt so ganz ergebnißlos verlaufen? Sollte diese Selbstüberwindung umsonst gewesen sein? Nein, er mußte diesen Leidenskelch bis auf die Neige leeren, und so blieb er. Er versetzte sogar seinem Herzen einen so gewaltigen Stoß, daß er für jedes der beiden Mädchen „ein Echtes“ bestellte, und erst, als er auf seine wiederholte Anfrage, ob nicht ein „baar chunge Pursichen“ hier verkehrten, eine zustimmende Antwort erhalten hatte, ließ er sich dazu bewegen, auch ein Echtes zu trinken. Er genthte sogar, mit den Heben anzustoßen, und als Marie anfing, den einen der Tafelrunde zu beschreiben, sodaß Dr. Kuhkopp vermeinte, einen seiner Zöglinge aus der Beschreibung zu erkennen, da wurde er recht vergnügt, sich auf richtiger Fährte zu sehen, und kam sich dafür einen „Extrakuhschluck“.

Marie erklärte, sie habe sich ihre Kehle so wund gerebet, daß sie, um weiter sprechen zu können, eines „Ribbelchen“ bedürfte. Anfangs zeigte sich der „Oberbonze“ sehr spröde, dann erwachte seine Neugierde, und als man ihm die Vorzüge eines solchen „Ribbelchen“ in allen Tonarten pries, ließ er sich herbei, in Anbetracht seiner großen Erfolge und wohl auch in kluger diplomatischer Berechnung, „drei Ribbelchen zu schmeißen“ die nebenbei gesagt, ganz gewöhnliche Rums waren.

Dem dicken Doktor stieg allmählich das Blut nach dem Kopfe, mit hochrothem Gesicht saß er da. Schließlich nahm er das „schwarze Buch“ aus der Tasche; denn er glaubte nun seiner Sache sicher zu sein, von der gefälligen Marie die Namen der Sünder zu erfahren. Und sie nannte ihm allesammt, nur daß kein einziger der Genannten ihm bekannt war. Seine Entrüstung wuchs noch mehr, als ihm die Rothe erklärte, jene „chungen Pursichen“ wären Bauschüler von nebenan. Aber fast gelähmt vor Schreck wurde der brave Dr. Kuhkopp über das, was seine Augen jetzt erblicken mußten — —

Die sechs Taugenichte waren schnell in die Anstalt geeilt, und der „krumme Krüger“, welcher ein kleines „platonisches“ Techtelmechtel mit Doktors Mädchen für alles unterhielt, hatte nichts Eiligeres zu thun, als zur „Juste“ zu laufen und ihr zuzuflüstern, daß er eben gesehen hätte, e der Herr Doktor in zärtlichem Tête-à-Tête mit zwei schlimmen Kellnerinnen säße. „Es wär' doch ein rechtes Unglück, wenn es die frau Doktorin erführe“, hatte er heuchlerisch hinzugefügt; „die gute Frau hat's sicherlich nicht verdient.“

Kaum war der krumme Krüger verschwunden, als Juste pflichtschuldigst zur gnädigen Frau eilte, um sie von dem „rechten Unglück“ in Kenntniß zu setzen. Diese lieh ihrem tiefen Schmerz über die Kränkung mit den hoheitsvollen Worten Ausdruck:

„So an Lump!“

Dann schritt sie zur That.

Das Lokal war bald gefunden. In dem Augenblick, in dem wir vorhin den braven Doktor verlassen hatten, war die brave Frau Doktorin in der Kellerthür erschienen.

„So! Dös is ja an sakrisch herziges Geliebel!“

Das war alles, was sie sagte, und dann war er aufgesprungen und war, so schnell es sein Umfang zuließ, seiner Gestrengen gefolgt. Die schwarze Marie konnte nicht unterlassen, ihm ein schallendes Kußhändchen nachzuschicken.

Wie ein scheuer Pudel schlich er neben seiner Frau her. Zu Haus entlud sich das Unwetter. Alle seine Betheuerungen waren umsonst; er konnte nicht streiten, daß er etwas bekneipt war, daß er den „Weibern“ Bier spendiert hatte, daß sie ihm Kußhändchen zugeworfen hatten ꝛc. Er war überführt, in flagranti ertappt, der Jäger der Gejagte. Die Folge war die schon Eingangs erwähnte Ehescheidungsklage. Zwar wurde im

Sühnetermin doch die Wahrheit an's Licht gezogen, aber er hat sich gelobt, nie wieder detektivische Gelüste zu bekommen. Das war dem braven Dr. Kuhkopp denn doch zu viel.

Auf der Reise nach China.

Von einem Freunde unseres Blattes wurden uns zwei Briefe bereitwilligst zur Verfügung gestellt, welche ein Hallenser, Willy Kramer, bei der Infant.-Munit.-Kolonne Nr. 2 des ostasiatischen Feld-Art.-Regiments, an seine Eltern hierselbst gesandt hat. Dieselben datieren: Schiff „Hannover“, den 6.—11. und Port Said, 17. September. Ersterer schildert die Erlebnisse auf der Fahrt bis ins Mittelmeer hinein, der zweite die weiteren und den Aufenthalt in Port Said. Wir entnehmen denselben Folgendes:

1. Brief: . . . Heute Morgen 6 Uhr sind wir an der englischen Küste vorbeigefahren durch den englischen Kanal (Straße von Calais). England zeigte an der Küste viele Forts. Unser Transport besteht aus zwei Schiffen, „Hannover“ und „Arkadia“. Letztere haben wir gestern versetzt, resp. retour gelassen, da wir bedeutend schneller fahren. Der Dienst auf Bord ist sehr schwer. 5 Uhr wird geweckt, 7—8 Uhr Kaffee getrunken, 11—12 Uhr Mittag, 3—4 Uhr Kaffee, und 5—7 Uhr Abenddrot. Das Essen ist sehr gut. Früh giebt es Kaffee, Weißbrot und Butter, Mittags Gemüse resp. Suppe, Kartoffeln, Fleisch und Obst, Nachmittags Kaffee und Schiffszwieback, und Abends Suppe, Fleisch und Kartoffeln oder Kommißbrot und Butter und Thee. Das Essen ist also sehr gut und giebt es auch sehr viel. Dienst haben wir sonst täglich zwei Stunden, Instruktion oder Turnen oder Appell. Unser gewöhnlicher Aufenthaltsraum ist das Deck. Da klettert man herum, sucht sich einen Winkel aus, sieht ins Meer u. s. w. Immer interessant. Der Schlafraum ist ein gemeinschaftlicher. Zwei Betten stehen immer übereinander und sind an der Seite zusammengestellt, sodaß man nur vom Kopf- oder Fußende reinkrauchen kann. Unten ist auch alles so furchtbar eng, man kann sich kaum drehen und wenden. Ich habe den Brief schon heute angefangen und zwar aus folgenden Gründen: 1. könnte man eins nach dem andern vergessen, 2. wird es auf einmal zuviel, denn ich habe noch mehrere Briefe zu schreiben, 3. kann man nicht wissen, ob man krank wird, wenn die Zeit zum Briefabsenden kommt. Abends sitzen wir auf Deck und singen; Karten habe ich bis jetzt noch nicht gespielt, werde es auch nicht thun. Mancher meiner Kameraden hat schon seit mit der Seekrankheit zu thun gehabt, jetzt ist jedoch alles wieder auf den Beinen, da z. Zt. sehr ruhige See herrscht. B. 7. Jeden Tag werde ich also zu diesem Briefe meinen Zusatz machen. — Heute (7.) Morgen haben wir die französische Küste passiert. Am Mittag waren wir vis à vis von Paris und haben bis heute 676 Seemeilen zurückgelegt. — Gestern (8.) Vormittag 11 Uhr kam die spanische Küste in Sicht und nachdem die portugiesische. Da ist nun weiter nichts als herrliche Gebirge. Heute haben wir sogar alte Burgen gesehen. Wir waren ungefähr nur 1000 m vom Lande entfernt. Heute (9.) Morgen hatten wir Gottesdienst. Unser Rittmeister hielt die Predigt. Selbige war recht rührend und manchem standen die Thränen in den Augen, als er von der bevorstehenden Arbeit und der Heimath sprach. Nachmittags wurden wir alarmiert. Jeder trat an mit seinem Schwimmgurt, den jeder im Bett hat und zwar als Kopfpolster. Lüftchen haben wir auch bereits passiert. Die See ist bis jetzt immer sehr ruhig und sieht jeden Tag anders aus, einmal hellblau, dann dunkelblau, hellgrün, dunkelgrün, schwarz, grau ꝛc. Die Hitze ist auch schon ganz beträchtlich. — Gestern (10.) sind wir durch die Meerenge von Gibraltar gefahren. Es ist nicht zu beschreiben, was für herrliche Gegend es auf Gottes freier Welt giebt. Rechts Afrika und links auf hohem Felsen die englische Festung. Wir schweben jetzt im Mittelländischen Meere in der Nähe Italiens. Land haben wir heute noch nicht gesehen. Gestern habe ich meine Kiste erhalten und zwar durch einen ganz eigenthümlichen Zufall. Ich hatte mich sofort danach erkundigt, als wir an Bord gekommen waren, aber es war nichts zu ermitteln. Nun mußten wir gestern Patronen aus unserem Lagerraum holen, wo sämmtliche Kisten der Munitionskolonne stehen. Wir hatten etwas Zeit und ich stöbere da herum, ahnungslos, sehe auf einer Kiste W. K., sehe näher hin und so hatte ich meine Kiste. Ich glaube ganz sicher, daß ich sie sonst erst erhalten hätte, wenn wir in China gelandet wären. Dann wäre ja die richtige Zeit dazu gewesen und ist es gewissermaßen eine Schande, daß so mit den Sachen verfahren wird. In der Kiste ist alles enthalten, was Ihr mittheilt. Solltet Ihr für die Ansichtskarte Strafporto zahlen müssen, so bin ich daran schuld, da ich nicht Feldpost darauf geschrieben habe; aber Ihr seid dann nicht die einzigen, habe außerdem noch 6 Karten weggesandt auf dieselbe Weise. Kommt nicht wieder vor. Diese Karten haben wir geliefert bekommen. Es ist hier schon bedeutend wärmer als in der Heimath. Die Sonne steht fast senkrecht, der Auf- und Untergang geht schnell vor sich . . .

2. Brief (Port Said): „Meine Lieben! Durch Bekanntgabe, daß Briefe noch befördert werden, welche bis 6 Uhr Abends abgegeben werden, will ich Euch schnell noch einige Zeilen zukommen lassen. Wir hatten Gibraltar passiert; das war wohl das letzte, wovon ich Euch geschrieben hatte. Am 11. 9. saßen wir rechts Algier und am 12. 9. Tunis; am 13. 9. haben wir links Sicilien gesehen, welches bald Nebnlichkeit mit dem Schießplatz in Jüterbog zeigte. Kreta haben wir am 14. rechts liegen lassen. Wir waren in der Nacht vorbeigefahren und hatten infolgedessen nichts davon gesehen. Am 15. 9. haben wir gar kein Land gesehen, dafür war die See, die sonst sehr ruhig, mitunter spiegelglatt war, sehr stürmisch. Man lief wie ein Betrunkener auf dem Deck umher und auch die Seekrankheit stellte sich in häufigen Fällen ein. Nachmittags ließ der Sturm nach und die Sonne kam recht warm hervor. Selbige war so liebenswürdig, mir meine Füße bis fast an's Knie zu verbrennen. Gestern kamen wir nun in Port Said an. Niemals hätte ich mir dies so herrlich vorgestellt. Das Wetter war sehr klar und die See ruhig. Ein ganzes Stück vor dem Hafen kam uns das Lotsenboot entgegen. Wir nahmen den Lotsen auf und liefen in den Hafen ein. Dort lagerte bereits ein russisches Schiff mit Chinakriegern, welche uns mit lebhaftem Hurrah begrüßten. Auf der linken Seite des Hafens waren Lagerräume, Maschinen, Badehäuser; rechts aber die Stadt Port Said. P. S. ist die größte internationale Stadt. Konsulate sämmtlicher europäischen Staaten waren vorhanden, auch mehrere deutsche Wirthschaften. Vor der Stadt war rechts ein Leuchtturm und auf Ballons schwimmende Laternen zeigten die Einfahrt in den Hafen. Die Häuser waren großartig gebaut. Ringsum Blumengalerien bei manchen bis in den dritten Stock. Der Hafen wimmelte von kleineren Booten. Außer den Eingeborenen waren die Europäer in großer Anzahl vorhanden. Die Eingeborenen sind eine Art Neger, neigen aber den Zigeunern etwas zu und sind wie Frauen gekleidet. Manche haben nur ein langes buntes oder weißes Hemd an, wenigstens sieht es so aus. Die Europäer, Frauen wie Männer, haben dieselben Kleider wie in der Heimath, nur alles weiß. Die eingeborenen Frauen gehen schwarz, von ihrer Schönheit ist leider nichts zu sehen, da sie tief verschleiert gehen. In Port Said haben wir nur Proviant eingenommen, Fleisch, Gemüse u. s. w., aber auch lebende Ochsen durften sich unserem Transporte anschließen. Die Händler kamen mit ihren Waaren an das Schiff herangefahren und boten ihre Waaren an. Das beste Produkt, was sie verkauften, waren Ansichtskarten. Cigaretten waren sehr billig, aber das reine Seegras, nicht zu genießen. Schließlich mußten diejenigen, die auf das Schiff gekleitet waren, dasselbe schleunigst wieder verlassen, natürlich ging dasselbe nicht ohne einige Diebstahlsversuche auf Gewehre pp. ab, aber die deutsche Wache war ihnen überlegen. Auch mehrere Paliste sahen wir, Pferdebahn, Mauisel u. s. w., alles sehr praktisch eingerichtet. Nachts 3 Uhr verließen wir P. S., um unsere Fahrt im Suezkanal fortzusetzen. Links und rechts sieht man weiter nichts als große Sandebenen, dazwischen Sümpfe. Neben dem Kanal führt auf der östlichen Seite eine Landstraße und eine Bimmelbahn entlang. Kameele giebt es hier wie in Halle Pferde. Selbige werden zum Lastiragen verwendet, aber auch, wie wir gesehen haben, für Gendarmen als Reitpferde. Am Kanal selbst wird jetzt noch viel gearbeitet. Viele Baggermaschinen sind vertreten. Das wäre so das Meiste, was ich Euch zu schreiben resp. über das Land mitzutheilen hätte. Euer Willy.“

Ein Duell auf dem Inseraten-Wege.

Wie die „Berliner Börsenzeitung“ mittheilt, ist dieser Tage auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Zeitungs-Inserates im Nassauischen zwischen Schuhmachersleuten ein scharfer ehelicher Strauß ausgefochten worden. Der Kampf begann regelrecht mit der Kriegserklärung, die von der minder garten Hälfte des Ehepaares der besseren Hälfte in den Inseratenspalten des betreffenden Lokalblattes wie folgt angekündigt wurde:

Warnung!

Ich warne meiner von mir entlassenen Frau Bertha, geborene F . . ., etwas zu borgen, da ich für nichts haste.

August M . . . . ., Schuhmacher.

Frau Bertha M. nahm die Kriegserklärung augenscheinlich mit jener Ruhe entgegen, die starken Seelen eigen ist, denn zwei Tage später erschien im Anzeigentheile des betreffenden Blattes eine Annonce folgenden Inhalts:

Erklärung!

Da mir bis vor einem Jahre, nämlich so lange ich noch nicht den Namen meines, nun von mir aufgegebenen Mannes trug, geborgt wurde, so viel ich wollte, nachher aber nicht mehr, hat das Inserat von meinem Mann keinen Zweck.

Bertha F . . ., früher Frau M . . . . .

Der Hieb scheint gesessen zu haben. Der erzürnte Ehemann scheint die neuen Inseratenkosten nicht, um dem Sachverhalt für das neugierige Publikum klarzulegen, und am nächsten Tage steht in der Zeitung wieder folgende

Oeffentliche Erklärung!

Nachdem zu meiner freudigsten Ueberraschung meine von mir entlassene Frau sich entschlossen hat, mich nicht wieder durch ihre Rückkehr in mein Haus beglückigen zu wollen, erkläre ich, daß ich überhaupt nichts mehr borgen werde, da ich nur dann zu borgen gezwungen bin, wenn sie bei mir ist und meinen Klam verwirthschaftet.

August M . . . . ., Schuhmacher.

Das war augenscheinlich ein harter Schlag für Frau M. Sie brauchte drei Tage, um sich davon zu erholen. Dann aber theilte sie folgenden wuchtigen Hieb aus:

Nochmals eine Erklärung!

Mein von mir aufgegebener Mann, der Schuhmacher M., hat überhaupt noch nie etwas besessen, was ich ihm hätte verwirthschaften können. Der Wahrheit die Ehre.

Bertha F . . . . ., früher Frau M . . . . .

Frau Bertha M. scheint gesiegt zu haben, denn sie hat das letzte Wort gehabt, wenigens hat der „von ihr aufgegebene Mann“ bis jetzt noch nichts auf den Trumpf seiner von ihm „entlassenen“ Gattin zu antworten gewußt.

Die nahrhafteste Suppe.

Ein Gelehrter ersten Ranges, der Pariser Physiologe Laborde, hat neulich vor der dortigen Gesellschaft für Biologie einen Vortrag gehalten, dessen Inhalt eigentlich nur in einem Rezept zur Herstellung einer Suppe bestand. Die Laborde'sche Suppe soll einen ungewöhnlich hohen Nährwerth

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19001007060/fragment/page=0002